



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Peter Hille

Hille, Peter

Wiesbaden, 1958

Einführung

urn:nbn:de:hbz:466:1-29770

Einleitung

Peter Hille wurde am 11. September 1854 geboren und starb am 7. Mai 1904. Diese trockenen Daten umschließen ein Dichterleben, dem eine Vielzahl von Veröffentlichungen ihr Dasein verdankt, angefangen von längst vergriffenen jugendstilumrankten Ausgaben und Würdigungen bis zu unserem Versuch, das Werk dieses kuriosen und wunderbaren Mannes vom Zeitenschutt zu befreien und ihm einen kleinen aber gebührenden Platz im literarischen Panorama unserer Tage zu verschaffen.

Ob der eine oder andere seiner Zeitgenossen und Landsleute ihn in lokalpatriotischem Eifer als Dichter Westfalens — Hilles Geburtsort ist Erwitzen bei Paderborn — ins Licht rückte oder ob der eine oder andere seiner Glaubensgenossen ihn für den Katholizismus in Anspruch nahm, berührt uns Heutige wenig. Doch aus allen Beschreibungen und Deutungen von denen, die sich ihm liebend näherten, tritt uns Hille als Gestalt so vor das Auge, wie ihn Lovis Corinth unter dem Titel »Der Bohème« malte — eine dürftige Reproduktion ist diesem Hefte beigelegt —: als der wunderliche Prophet mit dem Bart, als der wandernde und dichtende alte Mann, der doch die Fünfzig nie überschritt, als einer, dessen Heimat die Landstraße, das Caféhaus und die Bank im Park war.

Ist die Lücke in seinem Gehirn, die ein Londoner Phrenologe angeblich feststellte, schuld daran, daß Hilles seltsamer Lebensweg so weit von aller bürgerlichen Gesellschaft führte? Oder ist es das dunkle Erbteil einer manisch-depressiven Mutter, das den Dichter zum monomanisch besessenen Träumer machte wie den Bruder Priester, den Sekretär der katholischen Arbeitervereine Berlins, Dr. Philipp Hille, zum finanziellen Phantasten, dessen ungezügelter Baulust seiner Erzdiözese eine Flut von Schulden hinterließ? Liegt nicht selbst in dem Berufswechsel des nüchternen, ehrgeizigen Vaters vom Dorfschullehrer in Erwitzen zum Rentmeister der Herren von der Borg in Holzhausen, als der er nicht mehr wie bisher in stickiger Schulstubenluft einer tumben Dorfjugend das Schreiben und Rechnen beizubringen hatte, sondern durch die Ländereien seiner Herrschaft streifen, die Arbeiter auf den Feldern beaufsichtigen und den Holzschlag im Wald

anleiten konnte, liegt nicht auch in dieser Flucht des Gestrengen aus der Enge des Kathederdaseins einer der Keime für den Lauf der Lebensparabel des Sohnes, deren Endlichkeit die Existenz eines dichtenden Landstreichers und »Bohèmiens« war?

Die zentrifugale Kraft, die Hille früh an den Rand des zivilisierten Lebens treiben sollte, entfaltete ihre Wirkung schon in der Schulzeit. Sein Unvermögen, sich in ein auf das Bildungsideal der Zeit ausgerichtetes Schulleben einzufügen, und sein instinktiver Haß gegen den Gymnasialzwang machten seinen Aufenthalt am Gymnasium zu Höxter bald unmöglich. Der Vater schickte ihn auf das Paulinum nach Münster, ohne daß indessen seine Hoffnungen auf Besserung dieses schwarzen Schafes der vielköpfigen Familie sich erfüllten. Als Obersekundaner lernten ihn die Brüder Julius und Heinrich Hart kennen und schlossen mit ihm Freundschaft fürs Leben. Julius Hart, der nach dem Tode Hilles als Gesammelte Werke herausgab, was aus dem Nachlaß noch vorhanden und zu entziffern war, schreibt in seiner Einleitung über die Münsteraner Schulzeit: »Die Schulaufsätze, die er einst als Gymnasiast zu schreiben hatte, hüpfen vom Hölzchen aufs Stöckchen, waren Meisterstücke einer Indisposition, trugen schon den krausen Charakter, der auch später Redakteuren, Verlegern, Dramaturgen beim Lesen seiner Manuskripte peinliches Kopfzerbrechen verursachte, so daß sie sie bald beiseite legten und die Veröffentlichung für unmöglich erklärten. Unter Peter Hilles Lehrern auf dem Gymnasium gab es auch einen sehr feinen und einsichtigen Menschen, Professor August Buschmann, dessen auch ich mit wärmster Sympathie gedenke, der als strenggläubiger Katholik gewiß wohl entsetzt sein konnte, wenn sein Schüler in einer Abhandlung über die prinzipielle Erkenntnis, daß Eintracht stark mache, zu unserem Vergnügen die Beweisführung mit einem Vaterunser und drei Ave Marias plötzlich unterbrach, und dennoch nur sich entschuldigte: Lieber Hille, Sie sind der begabteste meiner Schüler. Vielleicht ist Ihr Aufsatz der tiefste. Ich verstehe ihn nicht immer. Aber vom Schulstandpunkt muß ich ungenügend darunter schreiben. Ich möchte nur weinen über Sie. Sie haben einen schweren, schweren Lebensweg vor sich.«

Vom Standpunkt des in geordneten Verhältnissen lebenden Durchschnittsmenschen mag Hilles Lebensweg steinig und dornig erscheinen. Ihm selbst war es ein glückliches und erfülltes Dasein, das anbrach, nachdem verschiedene Versuche, im bürgerlichen Leben Fuß zu fassen, gescheitert waren. Als Unterprimaner mußte Hille als hoffnungsloser Fall die Schule verlassen. Der Vater schickte ihn nach Höxter zu einem Rechtsanwalt in die Lehre. Doch als er von den Brüdern Hart erfuhr, die als Redakteure und Kritiker in Bremen mit dem erwachenden Sozialismus kokettierten, zerbrach er die Fesseln und ging ebenfalls nach Bremen. Dort beteiligte er sich an den Deutschen Monatsblättern, die die Harts herausgaben. Als die Bremer Idylle nach einem Jahr zerbarst und die Harts ihr neues Domizil in Berlin aufschlugen, versuchte Hille im damaligen Eldorado des Buchhandels, in Leipzig, eine Existenz aufzubauen, die sich aus den Lebensformen eines freien Schriftstellers, Studenten ohne Abitur und Korrektors eines obskuren Verlages zusammensetzte. Als er einsah, daß auf diese Weise sich weder Glück nach Wohlstand erringen ließ, brach er, von keinem Vater und keinen gesellschaftlichen Rücksichten mehr gehemmt, endgültig auf in jenes andere Leben, das er für die Verwirklichung seiner poetischen Ideale hielt: er wurde der Wanderer auf der Landstraße, der Waldgänger und Weltenbummler, der dichtete, wo er ging und stand, aus dem eine unaufhörliche Wortflut herausbrach, die er durch kein Formgefühl und keinen Gestaltungswillen zu bändigen vermochte. Heinrich Hart schildert in seiner kleinen Monographie diese Leben und Dichten verschmelzende Seinsweise Hilles: »Mit der Sprache den Dingen zu Leibe gehen, mit dem Wort in ihre tiefsten Beziehungen, in ihr innerstes Weben und Wesen hineinzuleuchten, daran hat er sein ganzes Leben gesetzt. Daher war er ein beständig Lauschender, der immerzu sein Ohr an die Dinge gelegt hielt, so nahe wie möglich, um auch das Leiseste zu hören, was sie zu sagen haben. Ich wüßte von keinem Zweiten, der sein Leben so ausschließlich lauschend und das Erlauschte niederschreibend, sein Leben so unaufhörlich dichtend zugebracht hat. Das Notizbuch kam eigentlich nie aus seiner Hand, oder vielmehr

das Notizpapier, denn wenn er kein Schreibheft auftreiben konnte, genügte ihm jeder Fetzen Zeitung, der einen leeren Rand hatte. Selbst beim Schmausen, selbst beim Zechen, wenn er mit verklärten Zügen einen guten Tropfen kostete, fiel ihm alle Minuten etwas ein, was er aufzeichnen mußte. Es sollte mich wundern, wenn er nicht auch im Schlaf Notizen gemacht hätte. Sicherlich könnte man allein mit dem, was er in dieser Weise zu Papier geworfen, wollte man alles drucken lassen, eine stattliche Bücherei zusammenbringen. Es läßt sich nicht alles drucken, unmöglich. Vieles ist in der Welt verstreut, unauffindbar. In Hamburg, Leipzig, Rom hat Peter Kisten mit Manuskripten zurückgelassen. Als Pfand, oder weil er kein Geld hatte, den Transport auf der Eisenbahn zu zahlen. Aber das, was in Zeitschriften und Handschrift erhalten ist, bildet immer noch eine strotzende, überschwängliche Fülle.«

Freilich, von all der Fülle, kritisch wägend betrachtet, bleibt nicht sehr viel mehr, als was in unserem Heft versammelt ist. Und die Sorglosigkeit des Dichters gegenüber der Notdurft des eigenen Leibes, die ihn auf seinen Fußreisen durch die Länder Europas, nach England, Holland, Italien, Ungarn, begleitete, findet ihre Entsprechung in Hilles Nichtachtung der Produkte seiner Feder, die auf Speisekarten, Tüten, Briefumschlägen, Butterbrotpapier, Zeitungen und Servietten kreuz und quer und diagonal gekritzelt und geschmiert das darstellen, was man Manuskripte nennt. Bewunderung gilt seinen Freunden, die aus den monströsen Säcken, in denen Hille seine Schätze mit sich herumschleppte, bargen, was dort wie Kraut und Rüben durcheinander lag, entzifferten, was überhaupt die Andeutung lesbarer Buchstaben enthielt, und in Druck gaben, was halbwegs Zusammenhang aufwies. Größtenteils vergeblich war Philologenmühe, Hilles Nachlaß aufzuspüren, zu sichten, zu ordnen, zu katalogisieren und so Vorarbeit für das wissenschaftliche Abenteuer einer textkritischen Gesamtausgabe zu leisten: der letzte Krieg hat wahrscheinlich für immer hinweggespült, was an Nachlaßbeständen als Berliner Privatbesitz und Königsberger Bibliothekseigentum noch an Fetzen und Fragmenten vorhanden war.

Es war nun nicht so, daß Hille an Veröffentlichungen und Autorenruhm völlig uninteressiert gewesen ist; lernen wir ihn doch in der Rolle eines begüterten und gefeierten Dichters in seinem posthumen Heimatroman »Die Hassenburg« kennen, der mit den stolzen Worten schließt: »Alles, Leben und Tod, den Starken ist es Spiel. Welt ist Mut. Ich bin, also ist Schönheit.« Zu seinen Lebzeiten erschienen neben Zeitschriftenbeiträgen, meistens Gedichte und Aphorismen, die ästhetisierenden Miniaturromane »Semiramis« und »Cleopatra« und die autobiographisch inspirierten »Sozialisten«, eher eine genial verwirrte Häufung von Feuilletons, Entwürfen und Aphorismen denn ein Roman, die alle drei Hilles Versagen vor der traditionellen und ihm wesensfremden großen Form bekunden. Aber die weltferne Hilflosigkeit Hilles gegenüber den nackten Tatsachen des Buchgeschäfts, der chaotische Zustand seiner Manuskripte und die Wirrheit seiner literarischen Pläne verdammt die meisten Versuche, mit dem gedichteten, gedruckten Wort Jagd auf Mammon und Lorbeer zu machen, zur Erfolglosigkeit. Denn welche Antwort gibt es auf einen so rührend naiven Brief, den Hille, nachdem er sich ein paar Jahre in den Slums von Londons Whitechapel mit menschlichem Abschaum herumgetrieben hatte, an einen unbekanntem Verleger aus Holland schrieb —, wie diesen: »10. 12. 1882. Hochgeschätzter Herr, Verzeihen Sie, wenn ich mich mit einer Anfrage an Sie wende. Ich habe seit ungefähr sechs Jahren den Schriftstellerberuf verfolgt und für Monatsschriften, literarische Blätter und poetische Jahrbücher geliefert. Im Jahre 1879 war ich Redakteur des Bremer Tageblattes. Seitdem habe ich mich über zwei Jahre in London aufgehalten, besonders um die große Bibliothek des britischen Museums zu benutzen. Mit sechs Wochen bin ich nun auf holländischem Boden, eine Woche in Rotterdam, die übrige Zeit hier. Ich möchte nun gerne einen Verleger finden, der mit Vertrauen den Gang mit mir in die Öffentlichkeit wagen würde. An Nummern, Heften, Büchern, in denen Produktionen von mir stehen, habe ich nicht zur Hand, nur eine Kritik über einen Essay, den ich im September 1878 für die deutschen Monatsblätter lieferte. Auch einen Brief Victor Hugos habe ich

beigelegt, den mir der gefeierte Mann im August 1879 schrieb. Es sind über drei Jahre, seit ich nichts mehr veröffentlicht habe. Ich hielt es für gedeihlicher erst etwas zu erfahren und durchzudenken, statt so modern jungweg drauflos zu schriftstellern. Nun möchte ich fragen, ob Sie mich in einer Beziehung verwenden können, als Editor, Autor oder Journalist? Wenn Sie vielleicht eine deutsche Zeitung hier am Orte rentabel finden, ich würde dieselbe in einem möglichst unbefangenen Sinne redigieren, bei gegebener Gelegenheit eine politische oder gesellschaftliche Frage in einem Leitartikel behandeln, auch über Vorstellungen der deutschen Operngesellschaft referieren. Soweit der Journalist. Meine literarische Lust würde ich dann im Sonntagsblatt und im Feuilleton befriedigen.«

Man muß immer wieder an die fatale Lücke im Gehirn denken, wenn man von Hilles weiteren Unternehmungen erfährt, sei es die Gründung seiner Zeitschrift »Kritisches Schneidemühl« später in Berlin, die in Detlev von Liliencron den einzigen Abonnenten und keinen Zahler fand, sei es seine Karriere als Theaterdirektor einer Schmiere in Holland, wo ihn ein paar zweifelhafte Schauspieler um den Rest seines mütterlichen Erbteils prellten. Auch für die Liebe taugte sein narzistisches Wesen nicht, es sei denn, als Naturapostel ekstatische Jüngerinnen um sich zu scharen. Wenn Frauen in seinem Leben überhaupt eine Rolle spielten, dann auf jene groteske Art und Weise, von der Heinrich Hart in seinem gutgemeinten Werbebüchlein berichtet: »Eines Morgens tauchte er plötzlich in Münster auf, halbverhungert, aber doch kreuzvergnügt. Als meine Schwester ihn fragte, ob er etwas essen wolle, meinte er: ‚Nur ein Krüstchen oder zween.‘ ‚Soll ich den Tisch decken?‘ — ‚Nein, ich speise lieber in ambulando.‘ Schmausend ließ er dann mehr als ein Dutzend feister Schinkenbrote in die Tiefe gleiten. Begleitet war er von einem blutjungen holländischen Meisje; ängstlich schmiegte sich Libbeth an ihren Pitter. Zu Fuß war er mit ihr von Holland über Köln nach Westfalen gewandert; in der heiligen Rheinstadt war er keck ins erzbischöfliche Palais gegangen und hatte den würdigen Seelenhirten um einen Ehrensold für einen deutschen, katholischen Dichter er-

sucht. Gütig drückte der Mann ihm einen Taler in die Hand. In Münster schwur Peter, daß er seine Libbeth vom Fleck weg heiraten werde. Da man ihm jedoch klar machte, daß das deutsche Gesetz die Ehe mit einer Fünfzehnjährigen nicht zuließ, so ließ er es freudwillig geschehen, daß das Meisje auf die Bahn gesetzt und heimgeschickt wurde. Bald hernach kam Peter nach Berlin.« Dort in Berlin wurde Hille erst zu dem Original, um das sich schon zu seinen Lebzeiten die Legende wob. Neben seiner eigenen Zeitschrift, seiner »Völkermuse«, die nach zwei Nummern einging, erschienen »Die Sozialisten«, worin seine Erlebnisse in Bremen, London und Holland irrlichtern, und die Erziehungs- tragödie »Des Platonikers Sohn«, in der er den Konflikt mit seinem Vater in einen Petrarca-Stoff zu kleiden versuchte. Und er hatte sogar, wie es sich zu jener Zeit für einen zünftigen Literaten gehörte, ein Kabarett in dem Ristorante Vesuvio des Italieners Carlo Dalbelli. Hilles Landsmann Wilhelm Oeke schreibt darüber: »In der Woche vor Weihnachten hat Hille in der Königin-Augusta-Straße ein Cabaret aufgemacht. Frei vom Wirtstische aus ist vorgetragen worden, nachher ging eine Dame mit dem Teller sammeln. Als ich am 19. Januar 1903 kurz vor neun abends nach Hause kam, fand ich auf Packpapier folgende Nachricht vor: Heute abend 8 1/2 bei Dalbelli, Königin Augusta- straße 19 bei der Potsdamer Brücke der zweite Abend: Blauer Montag zum Peter Hille. Motto: Der blauen Blume fromm ge- weiht, nicht Plebejer Lustbarkeit. 1 Mark Entree brauchen Sie nicht zu zahlen; sagen Sie dem Kassierer aus fernem Italien, Sie kämen von Signor Hille. «

Sie waren fast alle verkappte Romantiker auf der heimlichen Suche nach der blauen Blume, auch die Brüder Hart, die in Berlin am Schlachtensee die »Neue Gemeinschaft« gründeten, eine Art Künstlerkloster, in dem gedichtet und gezecht wurde, das auch Hille die letzten Jahre vor seinem Tode ein Asyl ge- wahren sollte, nachdem er lange genug auf Sofas bei Freunden, in finsternen Absteigequartieren und lieber noch mit Zeitungen zugedeckt auf einer Bank im Tiergarten kampiert hatte. Ent- sprechend seiner Geistesverfassung und Gemütslage verwandelte

er zwar das ärmliche, aber saubere Gemach, das man ihm angewiesen hatte, bald in eine Räuberhöhle, deren schauerhaften Zustand er hitzig gegen alle Reinlichkeits- und Ordnungsgelüste dienstbarer Geister verteidigte. Doch er fühlte sich wohl hier, trieb sich tagsüber weiterhin im Gewühl der Großstadt herum, mit seinem Riesenbleistift seine Einfälle in das dickleibige Kassabuch einzeichnend, das er als teure Erinnerung an seine Intendantenzeit aus Holland mitgebracht hatte, half dabei, die Bestände des Weinkellers in nächtlichen Trinkgelagen zu lichten, und ließ sich als »Geistesfaktor, mit dem man zu rechnen hat«, feiern, wenn Mitglieder der Neuen Gemeinschaft seine Welt-, Wald- und Höhengspiele als Freilufttheater aufzuführen versuchten. Freilich, die Lunge war schon lange krank, eine Gesichtsrose quälte ihn, und eines Tages fand ihn eine Jüngerin blutend auf einer Bank des Bahnsteigs in Zehlendorf. Am nächsten Tag bekam er einen schweren Ohnmachtsanfall. Peter Baum schaffte ihn ins Krankenhaus Lichterfelde. Nach zwei weiteren Tagen war es aus — am 7. Mai 1904. Peter Hille war keine fünfzig Jahre alt geworden.

Sein Tod veranlaßte viele Zeitungen in und um Berlin zu einem Nekrolog, denn er war bekannt und berühmt, doch nur als Literaturzigeuner, als Strolch und Vagabund — als Dichter von der Öffentlichkeit allenfalls belächelt. Und viel ist bis zum heutigen Tag über ihn geschrieben worden, vor allem über Hille als Dichter, wovon die umfangreiche Bibliographie am Schlusse unseres Bandes Zeugnis ablegt, die der Herausgeber zum Teil der Dissertation von Timmermann verdankt. Doch das Paradoxon Hille ist weiterhin ein ungelöstes Rätsel geblieben. Vielleicht ist die flotte Charakteristik von Martin Möbius in seinen »Steckbriefen« vom Jahre 1900 immer noch die beste: »Was die meisten Dichter zu wenig haben, hat er zuviel: Gehirn. Und ist dennoch gar nicht klug. Man möchte fast sagen, er ist ein Genie. Aber was heißt das: ein Genie ohne Form? Das gibt höchstens einen Propheten. Aber selbst dazu ist er zu verrückt. Sagen wir, er ist eine Wolke oder, etwas gröber gesprochen, ein Quatschkopf, ein geniales Rührei, — eine Seele.

Die Deutschen kennen ihn nicht, und, wenn sie ihn kennen, würden sie sich wieder einmal die Bäuche halten vor Lachen. In der Tat: ein Kerl zum schief lachen! Wirklich, meine Herren, ein Heiliger lebt unter euch, ein Asket und Narr, ein Weiser und ein Vagabund, einer, der innerlich in allen Zungen redet, aber doch nur lallen kann, ein Wahnsinniger, der unendliche Reichtümer hat und vor den Garküchen bettelt, ein gutes drolliges Kind, das plötzlich psalmodiert. Der Steckbriefschreiber möchte von allen deutschen Dichtern nur ihn kennen lernen und kennt doch nur zwei glänzend hilflose Bücher von ihm, von denen das eine längst den Weg aller Makulatur gegangen ist. Vielleicht existiert er aber gar nicht. So etwas unglaubliches ist in seinen Büchern, daß man glaubt, sie seien nicht von einem der da lebt.«

Es ist nicht unsere Absicht, eine bereits verblässende Hille-Legende mit dieser Ausgabe wieder aufzufrischen. Sie gehört einer vergangenen und unwiederbringlichen Zeit an, wie auch vieles, was Hille geschrieben hat. Aus dem Trümmerfeld des uns erhaltenen Oeuvres haben wir uns diejenigen Stücke auszuwählen bemüht, die unserer Meinung nach Hilles dichterische Potenz und poetische Leistung veranschaulichen: eine Anzahl kostbarer Gedichte, viel Waldweben, Elfenzauber und pantheistische Schwärmerei darin, eine Perlenkette von lyrischen Aphorismen und eine Reihe von erschreckend schönen und kühnen Fragmenten aus »Myrddhin und Vivyan«, jenem unvollendeten Hilleschen Faust, von dem wenig mehr als eine Folge hymnischer Waldgeist-Monologe vorhanden ist.

Es sind fast nur die kleineren Formen des Gedichtes und des Aphorismus, in denen Hille sich rein darstellt und die er glücklich erfüllt. Einzig in dem »Mysterium Jesu«, das der Limes-Verlag 1952 ausgrub, liegt ein nahtloses umfangreiches Kunstwerk vor, und zwar in Gestalt einer Hilleschen Evangelienharmonie, zusammengehalten durch das strenge Gerüst der biblischen Passion, die in der Innigkeit ihrer barock-mystischen Sprache und in ihrer kindlichen Glaubensinbrunst vielleicht Hilles schönste Dichtung ist. Der Limes-Verlag gestattete uns

liebenswürdigerweise, daraus einige Abschnitte in unsere Auswahl aufzunehmen.

Wir gehen an der Eigenart des Dichters vorbei, wenn wir Hille aus traditionellen Perspektiven betrachten, Formen suchen, wo sich keine bilden können, katholische Mystik sehen, wo es sich um allbeseelende Gefühlsausbrüche eines heißen Herzens handelt, sezierende Verstandeskraft mit den jenseitigen Geistesblitzen eines begnadeten Sonnambulen verwechseln. Denn Hilles Sprache kommt dort, wo sie Dichtung ist, beinahe unmittelbar aus seinem Unbewußten und drückt dieses aus. Sie ist die Lava, die der Krater seiner Seele unaufhörlich spie, mit allem, was in ihn im Laufe seines Erdentaumels hineingefallen war an übernommenen Denkformen, Klischees und Bildungsbrocken, an Halb- und Unverdaulichem. Was im Sturm und Drang aufgebrochen war, sich bei den Romantikern zu heller Glut entfachte und im Historismus des 19. Jahrhunderts äußerlich erlosch und unter der Oberfläche weiterschwelte, findet in Hille durch seine bestürzenden und berausenden Wortträume einen neuen Feuerwerker, der trunken an Gott und Welt die müden Formen zertrümmert, die Sprache wieder der Seele gleich setzt und den Weg bereitet für die Gestaltung jenes psychischen Automatismus, dessen künstlerischen Ausdruck wir Surrealismus nennen. Hilles Welt war sein Ich, das in unendlichen Monologen sang, ohne sich um Verständnis und Zugänglichkeit durch seine Umwelt zu kümmern. Mögen die Philologen durch Hilles schaurigsüße Sprachwildnis die notwendigen Wege bahnen. Es wird immer Wahlverwandte geben, die ihn allein durch die Kraft ihres Herzens begreifen und lieben werden, — wie jene, die Hille den »schwarzen Schwan Israels« nannte, Else Lasker-Schüler, die ihrem »Petrus« in schwärmerischer Verehrung das Peter-Hille-Buch dichtete, aus dem ein Abschnitt lautet:

»Nun sind wir ein Sternenleben zusammen gewandert, — erinnerte mich Petrus —, und Du hast mir nie meinen Namen genannt. Und ich sagte: Jeder Nachtwolke, jedem Tag habe ich Deinen Namen genannt, und die Sonne hat ihm einen Altar gestickt . . . und einmal wird mich ein Leben Menschen wie

Mauern umschließen, die Deinen Namen hören wollen. Und meine Stimme wird ein Ozean sein. *Du heißt wie die Welt heißt!*— Petrus nickte, und als ich zu ihm auf sah, strahlten unzählige Firmamente aus seinem Angesicht und es war grenzenlos, und ich mußte mich abwenden, um nicht blind zu werden. Aber ich fühlte meine Kraft, die sich losstieß, und ich bäumte mich und streckte mich, und meine Augen blieben weit vor all der Majestät.«

Bitter von fünfzigjährigen Bäumen

UNGEWÖHNLICHE GEDICHTE

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in several paragraphs and is too light to transcribe accurately.